

Nr. 13 Bydgoszcz/ Bromberg, 18. Januar 1938



„Der Speisewagen ist geöffnet . . .!"

„Platz nehmen zum ersten Mittagessen, bitte . . .!"

Mitropa-Boys leiern ihr Sprüchlein, schlagen dazu den Gong, öffnen und schließen die Abteiltüren, wandern so durch den Zug . . .

Noch befindet er sich im Anfahren, seine Geschwindigkeit erst allmählich auf ihr Höchstmaß beschleunigend, seit er vor etwa fünf Minuten die Grenzstation verlassen hat und nun bereits auf deutschem Boden läuft.

Zwei kräftige Männerhände, denen zupackender Griff gewohnt scheint, blättern im Reisepaß, der auf den Namen Frans van Helst-Helbing lautet.

Spielerisch ist die Geste der Rechten, die behutsam — um nicht zu sagen liebevoll — aus dem „s" ein „z" macht und „van Helst" durchstreicht.

„Franz Helbing" heißt nach dieser Korrektur der Paßinhaber.

Dann verschwindet das schmale dünne Heftchen in der Brusttasche des grauen Anzugs.

Beflissen führt der Kellner den Herrn an einen kleinen, für zwei Personen gedeckten Tisch.

Der Mann, der sich mit stummem Nicken daran niedergelassen hat, entfaltet wohl mechanisch sein Mundtuch, schenkt jedoch der sofort herbeigebrachten heißen Tassenbouillon keine Beachtung. Er blickt zum Fenster hinaus, in das weite Flachland. Dann läßt er die Scheibe herunter und atmet durstig die herb-süße Luft des sonnigen Frühlingstages.

Heimat! . . . denkt er, und weich werden die scharfkantigen Züge des Vierzigers; träumerisch der Blick der großen Augen, die in klarer, durchsichtiger Bläue das lange, schmale Gesicht unter dem dunkelblonden, zurückgebürsteten Haar beherrschen.

Heimat! . . . klingt es ihm als Antwort aus dem Rhythmus des Räderrollens entgegen, indes sich sein Blick sinnend in die Ferne verliert.

Suchend hält eine ältere Dame Umschau nach einem freien Platz an den Tischen, die besonders in der Raucherabteilung schon stark besetzt sind. Schließlich entdeckt sie den einzelnen Herrn in der Ecke, dem gegenüber ein noch unberührtes zweites Gedeck einladend winkt. Als sie, gefolgt von dem geschäftigen Kellner, daraufzusteuert, wird sie von einer jähen Kurve der Bahn etwas plötzlich auf den Sitz geworfen. Etwas verwirrt mustert sie jetzt erst, mehr flüchtig und mechanisch als interessiert, ihr Gegenüber, das zunächst auch keine Notiz von ihr nimmt, sondern seine Aufmerksamkeit völlig dem Genuß eines Brathuhns widmet.

Mit einem Male stutzt die Dame. Nun beugt sie sich jäh über den Tisch und starrt den Mann geradezu an. Grenzenlose Überraschung malt sich auf ihrem feinen, von weißem Haar umrahmten Gesicht, dessen Verblühtheit einstige Schönheit ahnen läßt.

„Mynheer van Helst . . .?" Leise wohl, aber dennoch klar vernehmbar, mit einem verschwindend kleinen Rest von Frage im großen Erstaunen, kommt es über ihre Lippen.

Der Mann zuckt zusammen, blickt auf; auch er stutzt erst ungläubig, erkennt sie dann aber sofort.

„Fräulein Waldner . . .!" Freudige Überraschung klingt in seinem Ausruf.

Dann finden sich zwei Hände in herzlichem Druck, zwei Augenpaare sehen einander froh an, die Lippen lächeln sich gut zu . . .

So unerwartet wie diese Begegnung, so plötzlich wie dieses Wiedersehen nach Jahren, steht stark und drängend in diesen beiden Menschen die Erinnerung auf.

Die Tage werden wach, da der Neffe und Adoptivsohn des alten Amsterdamer Kaufherrn van Helst nach Batavia gekommen war, um die in starke Unordnung geratenen Geschäfte der van Helstschen javanischen Kaffeeplantagen zu regeln. Die Zeit steht auf, da er mit seines Onkels Empfehlungsschreiben das Haus des dort stationierten holländischen Oberst Valckenaar aufgesucht hatte und in Ilse Waldner, der Hausdame und Erzieherin der mutterlosen dreizehnjährigen Helma, der ersten Deutschen begegnet war, seit er die Heimat verlassen hatte. Der Landsmännin, der er sich sogleich mit impulsiver, von ihr ebenso erwiderter Herzlichkeit angeschlossen hatte.

Denn der junge Mynheer war ein Deutscher, ein guter und sehr bewußter Deutscher namens Franz Helbing. Der alte Hagestolz, Hendryk van Helst, der einzige Bruder seiner früh verstorbenen Mutter, hatte den jungen Bankbeamten, der sich mit immer schmaler werdendem Gehalt schlecht und recht in Berlin durchschlug, ganz plötzlich zu sich nach Amsterdam gerufen und — nach einer kurzen, aber eingehenden Prüfung seiner menschlichen und sonstigen Eigenschaften und Fähigkeiten — adoptiert. Er brauchte eine junge, verläßliche Kraft zur Wahrung seiner stark gefährdeten javanischen Interessen. Entsprechend vorbereitet und bevollmächtigt hatte er den Neffen dann nach den Kolonien geschickt und sich in seiner Erwartung auch nicht getäuscht, daß dieser der ihm gestellten schwierigen Aufgabe gerecht werden würde.

„Das Leben da drüben war eine einzige große Schufterei für mich. Angefangen von dem Tage, da Sie mit

den Valckenaars Batavia verließen — bis vor nun drei Wochen, als ich Java den Rücken kehrte," beantwortet Helst-Helbing Fräulein Waldners direkte Frage, nachdem sich die erste Überraschung gelegt hat.

„Darum also haben Sie auch gar nichts mehr von sich hören lassen."

„Ja, mein liebes Fräulein Waldner, es ist schon so, daß ich überhaupt keine Privatbriefe mehr von dort geschrieben habe, daß ich nur noch Geschäftskorrespondenz kannte. Die Arbeit hat mich eben ganz aufgefressen, mit Haut und Haaren. Ich bin tatsächlich darin untergegangen, habe verzichtet, verzichten müssen, ein Eigenleben zu führen, ein Mensch mit persönlichen Interessen und Gefühlen zu sein."

„Aber das Opfer hat sich doch wenigstens gelohnt, nicht wahr? Sie sehen ja wie der verkörperte Erfolg aus." Ilse Waldners warmer Blick ruht voll Interesse auf ihrem stattlichem Gegenüber.

„Ja, ich hab's geschafft," entgegnet der Mann mit ruhevoller Selbstverständlichkeit. „Zuerst ist es mir geglückt, den bösen Knäuel zu entwirren, zu dem sich die seit Jahren nicht mehr persönlich an Ort und Stelle kontrollierten Angelegenheiten der Kaffeeplantage verwickelt hatten. Darnach war es dann nicht mehr allzu schwierig, das Haus van Helst der Niederländischen Handelsgesellschaft einzugliedern, die vornehmlich die Produktion auf Java und gleichzeitig den Verkauf im Mutterlande maßgeblich in Händen hat. Es hat meinen alten Herrn in Amsterdam auch besonders froh gemacht und — ich möchte fast sagen — geradezu verjüngt. Ich war jetzt zehn Tage bei ihm. Da habe ich ihm alles übergeben, genau Bericht erstattet und — mir schließlich meinen Lohn geholt."

„Freilich. Nur die Lumpen sind bescheiden. Darf man fragen, wie hoch Sie sich einschätzen, Mynheer van Helst?"

„Sie dürfen natürlich alles, liebste Landsmännin. Und Sie sollen auch wissen, daß Onkel Hendryk in seiner großen Freude mich sogleich von selbst zum Teilhaber des Helstschen Handelshauses gemacht hat mit der Bestimmung meiner späteren Nachfolgeschaft als Alleininhaber."

„Ein fürstliches Geschenk . . .!"

„Das kann man wohl sagen. Trotzdem hatte ich noch einen besonderen Wunsch, und auch dieser wurde mir erfüllt. Und das ist es, was mich heute aus so tiefstem Herzen froh macht. Hören Sie gut zu, liebes Fräulein Waldner! Ich darf nun wieder in Deutschland leben, darf mich, unbeschadet meiner Adoption durch Ohm Hendryk, jetzt in Berlin wieder einbürgern lassen, nachdem ich damals doch die holländische Staatsbürgerschaft annehmen mußte... Ich darf also auch wieder ganz einfach Franz Helbing heißen." In wachsender Bewegung hat der Mann gesprochen, der jetzt mit festem Druck die Hände der Frau umspannt hält und in die Worte ausbricht:

„Sie wissen am besten, wie heimwehkrank ich war. Sie werden mir darum auch nachfühlen können, mit welch glückvollem Triumph es mich erfüllt, mir durch schwere Arbeit, durch arge seelische Not mein Deutschtum bewußt und in höherem Maße zurückerobert zu haben."

Ilse Waldner nickt nur. Mit liebem Lächeln trinkt sie ihm zu, der ihr kräftig Bescheid tut. Dann lacht er jungenhaft und sagt launig:

„In meiner unbezähmbaren Vorfreude habe ich mich eben, knapp nachdem wir die Grenze passierten, zu einer Urkundenfälschung hinreißen lassen. Sehen Sie hier —" er zeigt ihr den „verbesserten" Paß.

„So etwas ist aber in höchstem Grade undeutsch," droht scherzend die Frau.

„Nicht doch, Landsmännin. So etwas ist doch immer und überall nur — Übermut. In diesem Falle wohl begreiflich und damit entschuldbar. Morgen um diese Zeit sitze ich schon bei meinem liebsten Freund Bernd Rainer, seines Zeichens ganz großer Berliner Rechtsanwalt, und übergebe ihm die Causa Frans van Helst-Helbing, schiefer Strich, Franz Helbing, in Klammern: Wiedereinbürgerung. Er legt dafür ein funkelnagelneues Aktenstück an und — führt die Sache raschest durch."

„Und freut sich dabei des lieben Heimkehrers," wirft Ilse Waldner ein.

„Ich zweifle nicht daran. Obgleich auch er in diesen letzten beiden Jahren schriftlich nicht minder von mir vernachlässigt wurde als Sie. Und gleich Ihnen und den Valckenaars hat schließlich auch mein guter, treuer Bernd mit der Zeit die einseitige Korrespondenz aufgegeben. So haben wir lange nichts voneinander gehört. Aber dort, wo eine wirklich starke innere Verbundenheit bestanden hat, wird sie dadurch im Grunde nicht erschüttert."

„Bestimmt nicht, mein lieber Helbing . . . Haben Sie außer Ihrem Freund Rechtsanwalt sonst noch jemanden in Berlin? Vielleicht Verwandte?"

„Nein, Fräulein Waldner. Ich bin eigentlich gar nicht reich an Menschen Von Mutters Seite besitze ich überhaupt nur den Ohm Hendryck. Und die paar Helbings, weitläufige, mir nur flüchtig bekannte Vettern, leben in Süddeutschland, woher mein Vater stammt. Bevor er die Berufung an die Berliner Staatsbibliothek bekam, haben wir ja auch in München gelebt . . . Vater ist nun schon fünfzehn Jahre tot . . . Nein, ich habe in Berlin nur den Bernd. Aber das ist viel, sehr viel, müssen Sie wissen."

„So nahe stehen Sie sich?"

„Ja. Schon am Gymnasium waren wir Freunde. Hielten zusammen, standen für einander ein, wie nur je zwei Jungens. Nach dem Abitur wurde Bernd zwar Hochschüler, um, wie jeder Rainer, später die große Rechtsanwaltskanzlei übernehmen zu können, die sich seit Generationen in der Familie vererbt. Ich hingegen kam als Lehrling in ein Bankgeschäft." Eine Mitteilsamkeit, wie sie diesem Mann im allgemeinen sonst nicht liegt, überkommt ihn. Nach einer kurzen Pause der Nachdenklichkeit, die seine verständisvolle Zuhörerin durch nichts stört, fährt er fort:

„In der Bank diente ich nun von der Pike auf, bis... ja bis Mynheer van Helst sich plötzlich seines Schwestersohnes entsann . . . So lange ich aber in Berlin lebte, bestand die herzlichste Verbindung zwischen mir und Bernd Rainer. Zumindest allsonntäglich sind wir beisammen gewesen. Des Sommers stets auf Bernds kleiner Segeljacht. Dann haben wir einander immer alles erzählt, was die Woche uns gebracht hat. Oh, das war schon eine feine Kameradschaft!"

„Eine Kameradschaft, die nun doppelt schön aufleben wird. Sie überraschen Ihren Freund wohl?"

Helbing nickt und lehnt sich in froher Versonnenheit zurück. Dann meint er in plötzlichem Sichbesinnen:

„Nun geht aber die Rede fortwährend nur um mich und meine Dinge, und ich weiß noch gar nichts Rechtes von Ihnen und den Valckenaars. Bitte, jetzt müssen Sie erzählen."

„Darüber ist gar nicht viel zu sagen, lieber Helbing. Es geht uns allen gut. Oberst Valckenaar macht seit seiner Abkommandierung aus Batavia Dienst im Haag. Helma ist eine kleine, sehr reizende junge Dame geworden. Ich komme eben von meinem Osterbesuch bei den lieben Menschen."

„Besuch?" nimmt Helbing erstaunt auf. „Wieso „Besuch?" Leben Sie denn nicht mehr im Hause Valckenaar?"

„Nein. Ich habe mich zur Pensionsinhaberin gewandelt und führe seit Jahr und Tag gemeinsam mit einer Jugendfreundin das recht gut gehende Fremdenheim „Saxonia" in Dresden. Hier, zunächst können Sie einmal unsere Karte bewundern." Sie nestelt aus ihrem Handtäschchen ein längliches, mit steilen Lettern bedrucktes Büttenblatt, das die Vorzüge dieses erstrangigen Hauses schildert. „Bitte, beehren Sie uns doch auch einmal!" fordert sie Helbing lachend auf.

Der Abend dunkelte über der Riesenstadt, als man in Berlin ankommt. Helbing begleitet Fräulein Waldner von der Friedrichstraße zum Anhalter Bahnhof, wo sie den Anschlußzug nach Dresden erreicht. Er versorgt sie mit einer Fülle von Obst, Schokolade, Zeitungen und Zeitschriften, bringt sie an einem guten Fensterplatz unter und verabschiedet sich herzlich mit dem feierlichen Versprechen seines baldigen Besuches in der Pension „Saxonia".

„Als Privatgast natürlich," ruft Fräulein Waldner und beugt sich aus dem geöffneten Fenster des anfahrenden Zuges.

Helbing zieht den weichen Filz und winkt, solange das flatternde Tüchlein in der schmalen Rechten sichtbar ist . . .

Langsam verläßt er den Bahnhof und besteigt das Taxi, das er mit seinem Gepäck warten ließ.

Dabei trinkt sein Blick das glänzende abendliche Bild der von ihm geliebten Stadt, durch die der Wagen ihn jetzt, nicht gerade auf dem nächsten Weg, zum angegebenen Ziel trägt. Dazu ist ein Berliner Chauffeur, der seinen Standplatz am Bahnhof hat, viel zu geschäftstüchtig. Wohl durchschaut Helbing des Mannes schlaues Manöver, hat aber da-

gegen im Grunde gar nichts einzuwenden. Der Abend ist noch lang, und Bernd will er doch erst am nächsten Tage überraschen.

Er klopft an die Scheibe: „Hallo, Sie können sogar noch einen größeren Umweg machen," bemerkt er gutgelaunt, „fahren Sie ruhig über den neuen Westen . . . ein Stückchen Tauentzien . . . Gedächtniskirche . . . Zoo . . . dann durch den Tiergarten ins Hotel zurück . . ."

Das läßt sich der biedere Wagenlenker nicht zweimal sagen.

Der Wagen hält vor dem Hotel. Mit müden Füßen steigt Helbing aus. Dann: Portier, Page, Lift. Ein paar Fragen, ein paar Antworten. Wünsche und Befehle, diensteifrige Erfüllung.

Und nun ist Helbing allein in dem Zimmer, das mit allem ausgestattet ist, was der verwöhnteste Hotelgast beansprucht. Aber ihm kommt es jetzt nur auf das schöne, breite, bequeme Bett an.

In seine kühlen Kissen sinkt er nieder in restloser Gelöstheit. Atmet tief. Wie befreit.

Daheim . . . ist sein letzter wacher Gedanke; dann umfängt ihn der Schlaf . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Brief, der sie endlich erreichte.

Erzählung von Eva Weidemann.

Der junge Postbote Peter Anders stand vor der Haustür und klingelte bei Doktor Berger im ersten Stock. Der Türöffner surrte, der Postbote trat ins Haus. Rasche Schritte kamen die Stufen herunter.

„Guten Morgen, Herr Anders!" rief Otti, Doktor Bergers Hausangestellte, schon auf dem oberen Treppenabsatz. „Gibt's Post für mich?"

Peter Anders gab ihr einen Stoß Briefe, deren Adressen sie hastig überflog. „Nichts", sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

„Aber, Fräulein Otti, es ist doch ein Brief und eine Karte für Sie dabei!"

„Ja, aber nicht das, worauf ich warte."

„Worauf warten Sie denn eigentlich?"

„Wer wird so neugierig sein?" rief das Mädchen und lief schon wieder die Treppe hinauf, weil die Kinder oben nach ihr riefen.

Peter Anders blickte ihr nach. Wie schlank und behende sie war und wie nett sie aussah in ihrer blauen Ärmelschürze! Als die Flurtür oben zuschnappte, ging er achselzuckend weiter ins nächste Haus.

Seit einem Vierteljahr versah er seinen Dienst in diesem Vorort. Er kannte sein Revier nun schon recht gut. Nicht nur Straßen, Hausnummern und Namen, sondern auch einen Teil der Briefempfänger selber. Wenn man die Leute so tagaus, tagein wiedersah, fing man bald auch an, sich über den und jenen Gedanken zu machen.

Und immer freute sich Peter auf Otti Lange, die Hausangestellte von Doktor Berger. Sie machte freilich schon einen ernsteren Eindruck und konnte nicht mehr so übermäßig jung sein, etwa um fünfundzwanzig. Aber sie war so durch und durch angenehm. Schon ihre Stimme, und die schönen braunen Augen. Peter freute sich jeden Morgen auf sie, und wenn wirklich einmal keine Post für das Doktorhaus dabei war, was selten vorkam, war ihm der ganze Tag verdorben.

Es hatte aber mit Otti leider einen Haken. Seit er sie kannte, kam sie ihm nun jeden Morgen mit der ungeduldigen Frage: „Gibt's Post für mich?" entgegengelaufen. Und obwohl sie öfter Briefe und Karten bekam, war sie jedesmal enttäuscht. Er neckte sie daraufhin mit dem ungetreuen Bräutigam. „Ach was, Herr Anders!" hatte sie ihm kurz entgegnet, war aber dabei ganz rot geworden. Es war also klar, daß sie einen Schatz hatte. Auf was konnte ein Mädchen auch sonst so ungeduldig warten?

Ärgerlich war das. Ein Glück nur — für ihn, Peter Anders, daß der Mensch ihr nicht mehr schrieb. Mit der Zeit würde sie schon müde werden, auf ihren dummen Brief zu warten, und dann kam die Reihe an ihn.

Peter Anders irrte sich, Otti wurde des Wartens nicht müde. Ihr Gesicht zeigte jeden Morgen wieder den Ausdruck von Spannung und dann Enttäuschung. Dabei merkte Peter aber deutlich, daß sie ihn gut leiden mochte. Und nach längerem Überlegen faßte er den Entschluß, ihr einen Brief zu schreiben:

„Liebes Fräulein Otti, seit drei Monaten kenne ich Sie und kann es einfach nicht mehr ansehen, wie Sie Ihre schöne Zeit mit Warten zubringen. Lassen Sie den Kerl doch laufen, der verdient Sie ja gar nicht, wenn er Sie so auf einen Brief warten läßt. Ich an seiner Stelle — na, ich kann Ihnen sagen! Erstensmal würde ich Ihnen mindestens jede Woche schreiben, und dann würde ich Sie nicht so bei fremden Leuten herumsitzen lassen, sondern würde Sie vom Fleck weg heiraten. Denn ich habe Sie wirklich recht gern. Wenn mich nicht alles täuscht, so haben Sie auch etwas für mich übrig. Lassen Sie uns doch bitte zusammen am Sonntag ins Waldschlößchen gehen, damit wir uns einmal aussprechen können. Indem ich auf Ihre Zusage hoffe, bin ich in aufrichtiger Zuneigung Ihr Peter Anders."

Am nächsten Morgen, als er auf dem Amt seinen Packen Post zugeteilt bekam und sortierte, schmunzelte er, als ihm sein Brief durch die Finger ging. Aber gleich darauf schmunzelte er nicht mehr, sondern sein Gesicht wurde beträchtlich lang. Es fand sich nämlich noch ein anderer Brief an Fräulein Otti, und zwar einer mit fremden Marken und mit dem Poststempel Buenos Aires. Ein Absender war nur abgekürzt angegeben.

Peter Anders hatte es heute mit seinem Rundgang sehr eilig und hielt sich nirgends auch nur eine Sekunde länger auf, als unbedingt nötig war. Er war sehr erregt und beobachtete Otti genau, als er ihr die Post aushändigte. Wenn sie ihm nichts sagte, ihre Miene würde ihm alles verraten.

Er hatte sich nicht getäuscht. Ottis Gesicht strahlte auf, als sie die ausländischen Marken erblickte. Sie vergaß fast, ihm einen Gruß zuzurufen, so schnell lief sie mit ihrer Post die Treppe hinauf.

Am nächsten Tag hätte sich Peter am liebsten vor einem Wiedersehen gedrückt. Es gab aber keinen Briefkasten vor Bergers Haus, in den er die Post hätte stecken können, und so blieb ihm nichts übrig, als zu klingeln. Mit sehr widerstreitenden Gefühlen hörte er Otti die Treppe herunterlaufen. Was sollte er nur sagen, wenn sie jetzt von seinem Brief anfing?!

Aber Otti fing nicht an. Sie nahm die Post entgegen, die sie heute kaum durchsah, und blieb vor ihm stehen, als ob sie ihm noch etwas zu sagen hätte. Auch Peter zögerte unwillkürlich. Otti sagte jedoch nichts. Erst als Peter an seiner Tasche rückte, die Hand zum Gruß hob und sich zum Gehen wandte, fragte sie leise: „Wollen Sie mich am Sonntag um drei abholen kommen?"

Verblüfft wandte Peter sich um. „Aber — der Brief?" fragte er.

Otti wurde sehr rot. „Ja, danke, ich habe ihn bekommen."

„Nein, ich meine den anderen, den aus Amerika."

„Den auch", nickte sie. „Und nun brauche ich nicht mehr so darauf zu warten."

„Wieso — was schreibt er denn?" stammelte Peter.

„Mein Bruder? Ach, er hat die Hinterlassenschaft von meinem Onkel geordnet. Es ist ja nicht viel, was ich kriege, denn wir sind sieben Geschwister, aber für eine schöne Aussteuer langt es allemal."

Peter Anders nahm die Mütze ab und wischte sich über die Stirn. Er stand noch mit ziemlich dummem Gesicht, als er oben schon die Flurtür hinter Otti zuschnappen hörte, denn er mußte seine Gedanken erst umgewöhnen. Aber eines wurde ihm schnell klar und erfüllte ihn mit unbändiger Freude: Otti hatte noch keinen Bräutigam, und am Sonntag wollte sie mit ihm ausgehen!

Jagd auf den Höhlenbären.

Wissenswertes aus der frühen Steinzeit.

Von Dr. Ludwig Koegel.

Der Mensch der älteren Altsteinzeit dürfte in der Hauptsache nur über Holzwaffen verfügt haben, daher ist es wohl begreiflich, daß er starken, gefährlichen Raubtieren, wie den großen Katzen, eher aus dem Wege ging, als ihnen nachzustellen. Recht spärlich ist demgemäß das Knochenwerk solcher Arten in den menschlichen Wohnstätten-Resten enthalten. Ganz anders steht es um den Höhlenbären, der unseren Braunbären etwa um ein Drittel an Körperwucht überbot. Die Jagd auf diesen Riesen bedeutete ein nicht geringes Wagnis für den Urmenschen. List, d. i. „Jagdkunst", mußte also schon in jenen Tagen dem Menschen das ersetzen, was ihm die Natur an rohen Körperkräften versagt hatte. Er scheint die bekanntlich stets recht regelmäßigen Wechsel des Bären emsig beobachtet zu haben, um den Ahnungslosen dann aus geschütztem Hinterhalt heraus mit Steinwürfen zu überwältigen. Es wird auch kein Zufall sein, daß Jungtiere in der Jagdbeute nachweislich stark überwiegen, ihre Überwältigung war offenbar minder gefahrbringend und daher bevorzugt. Man nimmt an, der Altsteinzeitler habe auch eifrig Fallgrubenjagd ausgeübt, wofür ja schon sehr früh Grabstock und Spitzhacke mit Feuerstein-Faustkeil zur Verfügung standen.

Unsere heutige Form des Wisents findet sich in den eiszeitlichen Ablagerungen allerdings noch nicht, dafür wurde aber der noch mächtigere Verwandte, „Bos priscus" von der Wissenschaft genannt, dem amerikanischen Bison nicht unähnlich, festgestellt. Das Tier spielt in der Hochkulturperiode der Altsteinzeit, dem sogenannten Magdalenien, eine sehr bedeutsame Rolle. Noch gefährlicher als die Jagd auf den Bison mag diejenige auf den Elch oder gar den Riesenhirsch gewesen sein, der letztere wird von manchen Forschern dem „grimmen Schelch" des Nibelungenlieds gleichgesetzt. Reste dieser Beutetiere finden sich nur sehr vereinzelt in Wohnstatt-Resten. Die heutigen Tungusen, denen immerhin schon einige moderne Schußwaffen zur Verfügung stehen, halten bekanntlich den Elch für einen weit gefährlicheren Gegner als den Bären, und zwar sind mehr noch als das wuchtige Geweih die Hiebe der stahlharten Schalen des Elchs gefürchtet. Auffallend stark tritt demgegenüber das harmlose Reh in der nachweislichen Jagdbeute zurück, es mag wohl ob seines geringeren Fleischgewichts zur damaligen Zeit minder begehrt gewesen sein.

Erst die Weiterentwicklung vom schwerfällig gedrungenen Neandertalmenschen zum beweglicheren Aurignac-Typus und dem des Crômagnon machte dem Frühzeitjäger das Wildpferd, das leichtfüßige Steppentier, zugänglicher. Wieder war es Klugheit, die den Jagderfolg bringen mußte; als dem Jäger einmal die völlig kopflose, panikartige Flucht jener leichtfüßigen Geschöpfe bekannt geworden war, baute er auf dieser Schwäche des Gegners bewußt seine einkreisende Angriffsart auf, und zwar, wie die zahlreichen Reste lehren, mit gutem Erfolg. Hier mag schon der Feuerbrand als Schreckmittel seine Hilfsrolle gespielt haben. Daß man die besinnungslos gewordenen Wildpferde an jähe Abgründe heranzutreiben wußte, dafür gibt die berühmte Aurignac-Station am Fuß des Felsens von Solutré klares Zeugnis, wurden dort doch nicht weniger als mindestens 10 000 Pferdeskelette entdeckt. Ähnliches dürfte für die Erlegung des Renntiers gelten, jenes Wildes, das dem Jäger der spät-altsteinzeitlichen Epoche nicht zuletzt wegen seines Geweihs, das sich leicht zu allerlei Hausrat verarbeiten ließ, ganz besonders begehrenswert erschien.

Lange umstritten war der Elefant als prähistorisches Jagdtier, der Waldelefant sowohl als das steppenbewohnende Mammut. Doch es erwies sich als höchst unwahrscheinlich, daß die gehäuften Skelettfunde dieser Riesen sich allein durch Naturkatastrophen erklären lassen. Fallgruben dürften die einzige Möglichkeit zur Erlegung solcher, durch Reichtum an Fleisch und Lieferung des Elfenbeins doppelt schätzenswerten Beutestücke geboten haben. Jüngst gelang es Mordziol, anläßlich von Erdarbeiten des Arbeitsdienstes im jüngeren Löß, bei Polch, im Maifeld südwestlich von Koblenz, einen richtigen Mammutwechsel aufzudecken. In seinem Verlauf fand sich in einer etwa metertiefen, gut kenntlichen Grube ein Mammutskelett mit künstlich losgelösten Zähnen. Zweifellos war damit eine echte, etwa 25 000 Jahre alte Jagd-Fallgrube der Steinzeit erstmalig entdeckt. Ähnlich wie die Mammutjagd spielt sich die auf das Nashorn ab.

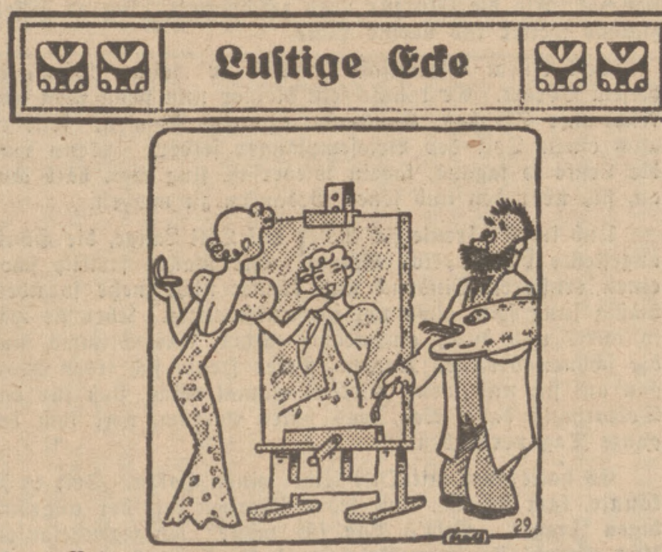
Die ältesten Vertreter der Menschheit haben sich vermutlich schon infolge ihres plump-ungewandten Körpers kaum mit Fischfang beschäftigt; die späteren, geschmeidigeren Rassen verloren dagegen die Wasserscheu der Erstlinge und erfanden sich in der Knochenharpune ein brauchbares Werkzeug zur Fischerei. Anders als mit den Fischen steht es mit dem Biber, der sogar dem unbeholfenen Neandertaler mit seinen primitiven Hilfsmitteln leicht zum Opfer fiel. So gewandt der Biber sich nämlich im Wasser, seinem eigentlichen Element, bewegt, so hilflos humpelnd erscheint seine Fortbewegung auf dem Lande. Der Urmensch, der gewiß schon ein guter Tierbeobachter war, brauchte also nur des Bibers Landmärsche zu erkunden, dann konnte das Tier seinem Holzspeer, ja, seiner Holzkeule, schwerlich entrinnen. In den großen Fundschichten des Kalktuffs von Taubach fand denn auch Sörgel in der Tat die leicht erkennbaren Reste von gegen 70 Bibern, ein unleugbarer Jagderfolg der Frühzeit.

Gerade die ältesten Menschheits-Erinnerungen sind übrigens durch besonders weitgehende Anpassung an eine Spezialjagd ausgezeichnet. Man denke an die hochalpinen Fundstätten besonders des Schweizerlands! Hier erkannte der Forscherfleiß eines Bächler und Egli, daß es sich um ausgesprochene, hochgelegene Jagdhöhlen handelte, die dem Hauptjagdtier jener Periode, eben dem Höhlenbären, in sein ureigenstes Lieblingsgebiet nachrückten. An der lichteren Waldgrenze mit ihren bunteren Lebensmöglichkeiten, nicht drunten im dichten Urwaldgewirr der Talgründe, pflegte der Höhlenbär der Zwischeneiszeit seine eigenen Beutezüge zu unternehmen; der Frühmensch konnte also gar nichts Besseres tun, als sich ebenfalls hier oben Jagdburgen zu schaffen. So erklärt sich auch die auffallend frühe menschliche Festsetzung in geeigneten alpinen Hochgebieten von 1500, ja, äußerst 2450 Meter Meereshöhe.

In der Grotte von La Mouthe in Südfrankreich stieß der Forscher Rivière zufällig auf einen Stein, in dessen ausgehöhltem Innern ein fettiger Stoff sich fand mit einer Art Moosdocht dazwischen, ein staunenswertes Kulturerzeugnis jener Tage. Im Dämmerlicht seiner Wohnhöhlen, vielleicht von jener Urlampe beleuchtet, müssen nun jene Werke des spätsteinzeitlichen Menschen entstanden sein, die heute noch unsere besondere Bewunderung erwecken, man denke nur an die Wandmalereien der berühmten Magdalénien-Periode. Da findet sich Wildpferd und Bär, doch vor allem Renntier und Bison, mit Kohle oder Rötel auf den Felsen gemalt oder auch darin eingeritzt, alles in prächtiger Naturwahrheit dargestellt. Wahrscheinlich handelte es sich bei diesen Bilderzeichnungen um ein sehr ernst gemeintes Bestreben des Urjägers, seine Beute sich anzueignen. Nicht nur mit äußerster Kraft, sondern mit der inneren Überlegenheit des beobachtenden und dann nachbildenden, selbst gestaltenden Besiegers, glaubte man, das Tier wohl magisch zu bannen.

Also auch die Kunst der Frühzeit gehört mit zur Jagdbetätigung; sie dürfte geradezu deren aufs höchste gesteigerte Auswirkung bedeuten.

Lustige Ecke



„Nein, warten Sie mal, es ist sicher besser, ich male das Gesicht selbst!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.